

VIII.

Rose trägt keine Krone!
 Sie selbst ist die fürchterlichste Krönung;
 Ihr Genus ist Nord,
 Und ihre Sättigung das Grausen.

Rolf Siegfried und der Bettler hatten die Schlucht passiert und traten in den Rotheim-Wald. Um zu dem Schlosse zu kommen, mußte hier der Direktor links, der alte Valentin dagegen, um in die Sägemühle zu gelangen, rechts gehen.

„Ihr werdet müde sein, Valentin,“ sagte der Direktor, und blieb stehen. „Geht mir die Tasche, ich trage sie schon selbst nachhause.“ „Geht nur jetzt heim. Mittag muß ja längst vorüber sein.“

Valentin schaute zu dem Himmel auf, an dem die Sonne eben jetzt matt durch eine graue Wolke leuchtete. „Es mag in der zweiten Nachmittagsstunde sein,“ bemerkte der Alte.

Der Direktor zog seine Uhr. „Wahrhaftig, es ist gleich 2 Uhr. Also behüte Euch Gott, Valentin!“

„Gott beschütze, Herr!“ Der Alte händigte dem Direktor den Reisesack ein. Valentin mußte wirklich sehr müde und abgesehen sein, daß er das Anerbieten des Direktors ohne Widerrede annahm. Bald war der Alte hinter den dicken Stämmen verschwunden und sein stampfender Schritt verlungen.

Da tönte plötzlich ein langgezogener Pfiff durch den Wald, und unmittelbar darauf ein zweiter und dritter. Das klang ja wie ein Rufen nach Hilfe. Wer befand sich wohl heute am Sonntage bei so unfreundlicher Bitterung im Walde? Der Direktor legte die beiden hohlen Hände an den Mund und antwortete ein lautes „Ich komme!“ in den Wald, welcher das Echo schallend zurückrief. Siegfried schien gehört worden zu sein, denn ein kurzer schriller Pfiff ertönte als Antwort. Rolf Siegfried schritt eilig nach der Richtung, woher der Ruf erklungen war, und gelangte nach wenigen Minuten zum Rotheimpasse. Dort an der Königstamme stand Yella v. Rotheim in dunklen Reitkleide. Sie beugte sich tief über „Willis,“ ihr Pferd, das am Boden lag und vergeblich versuchte, sich aufzurichten.

Als Yella Schritte hörte, wandte sie sich rasch um, und ihr blaßes Gesicht röthete sich. Siegfried zu sehen, hatte sie jedenfalls nicht erwartet. — Doch der Direktor war kaum weniger erstaunt, als das junge Mädchen. „Was ist denn geschehen?“ fragte er hastig, „haben Sie sich verletzt, fühlen Sie Schmerz?“

„Nein, gottlob, ich bin gut weggekommen,“ entgegnete Yella mit schwachem Lächeln, „aber meine arme Willis ist auf dem schlüpfrigen Wege gestürzt und scheint sich ernstlich beschädigt zu haben. Das Thier kann nicht allein aufstehen, und ich bin in der momentanen Aufregung infolge des Sturzes nicht imstande, ihm zu helfen.“

Die letzten Worte kamen sehr widersprechend aus dem schönen Munde, fast als stele es Yella schwer, einzugesehen, daß sie zu schwach sei, ihr gestürztes Pferd aufzurichten.

Siegfried legte die Tasche aus der Hand und beugte sich zu dem Thiere, das ihn mit den großen Augen hilflos anjah. Das Pferd war sehr unglücklich auf die Seite und auf das eingezogene Knie des rechten Vorderfußes gefallen, und darum war ihm das Aufstehen ohne Hilfe unmöglich. Siegfried legte seinen Hut auf die Tasche, zu der sich Locki als getreuer Wächter gestellt hatte, und schob nun beide Arme unter den Rücken des Thiers. Eine kräftige Anstrengung, ein starkes Heben und die arme Willis stand auf den Beinen, zitterte aber am ganzen Leibe. Siegfried faßte Willis am Zügel und ließ sie ein paar Schritte gehen. Sie hinkte stark, und das Knie war aufgeschlagen. Der Direktor tauchte sein Tuch in das Wasser des Rotheimbaches und band es der Kappstute, die

mit verständiger Geduld alles mit sich geschehen ließ, um das wunde Knie.

Yella v. Rotheim hatte mit stummer Aufmerksamkeit jede Bewegung des Direktors beobachtet. Sie sah auch, wie der Windhauch die dunklen dichten Locken von der schönen gewölbten Stirn hob, deren Weiße so eigenthümlich gegen die gebräunten Wangen abfiel. Sie sah, wie die Anstrengung beim Heben ihm zwar das Blut in die Wangen trieb und die Adern an den Schläfen anschwellen, wie aber trotzdem die ruhige Entschlossenheit, welche in jeder Miene, in jeder Bewegung des Direktors lag, ihn keinen Moment verließ.

„Sie werden nachhause gehen müssen, Baronesse, im Falle Sie nicht vorziehen, zu warten, bis ich Ihnen ein anderes Pferd herschide,“ bemerkte der Direktor, während er wieder den Reisesack aufhob und die Zügel des Pferdes faßte.

„Ich ziehe es vor, mitzugehen,“ entgegnete Yella und schürzte ihr Reitkleid auf. Locki schmiegte sich dabei plötzlich an das Kleid der jungen Dame und schaute mit seinen glänzenden Augen zu ihr auf. Schon blickte Yella zu dem Direktor hinüber, und dann streichelte sie den Kopf des Hundes.

„Ich danke Ihnen sehr, Herr Direktor,“ sagte Yella nach einer Pause beklommen, als sie neben Siegfried, der ihr Pferd führte, dahin schritt. „Sie haben mir einen großen Dienst erwiesen.“

„Das heißt,“ entgegnete Siegfried, „ich habe Ihrem Pferde einen Dienst geleistet. Sie selbst, Baronesse, sind mir also gar nicht verpflichtet.“

„Sie weisen meinen Dank zurück,“ sagte Yella verlegt.

„Wenn ich ihn nicht verdiene, gewiß,“ erwiderte Siegfried; die Worte klangen jedoch um einen Hauch wärmer, als er bis jetzt gesprochen hatte, und sein klarer Blick traf den ihren.

„Sie kommen recht oft so à propos,“ bemerkte Yella nach kurzem Schweigen mit einem schlecht gelungenen Versuch zu scherzen. „Einmal retten Sie ein kleines Mädchen aus dem Wasser, ein anderes mal erbarmen Sie sich eines gefallenen Bettlers und ein drittes mal ist's ein armes gestürztes Thier, dem Sie hilfreich beispringen.“

„Ich bin dem Gesichte für diese Gelegenheiten, ein wenig nützlich zu sein, sehr dankbar,“ entgegnete Siegfried gelassen.

„Und diese Dankbarkeit beweisen Sie dadurch, daß Sie keine Unterschiede machen?“ fragte Yella schnell und ein wenig spöttlich.

„Selbstverständlich, Baronesse. — Doch gestatten Sie mir einen Rath: Reiten Sie niemals ohne Diener aus.“

„Wenn Sie wüßten, wie gern ich unbeobachtet im Walde umherschweife, würden Sie mir diesen Rath nicht geben,“ rief Yella lebhaft.

„O, ich kann diese Neigung sehr wohl begreifen, aber trotzdem muß ich meinen Rath, oder besser meine Warnung wiederholen. Sie könnten einmal eine recht unangenehme Begegnung haben, da Sie Ihre Spazierritte sehr weit ausdehnen, abgesehen von Zufällen wie der heutige.“

Yella antwortete nicht und schweigend schritten sie weiter. Man kam nur langsam vorwärts. Das Pferd hinkte stark und der Weg war glatt und schlüpfrig.

Das Schweigen war der jungen Dame endlich peinlich geworden und sie suchte in Gedanken nach irgend einem ihr passend dünkenden Gesprächsthema. Da fiel ihr Blick auf die alte abgenützte Reisesacke, die Siegfried trug und welche einen seltsamen Kontrast zu der eleganten Erscheinung des jungen Mannes bildete.

„Haben Sie diese Tasche vielleicht im Walde gefunden?“ fragte Yella.

Mit nachdenklichem Lächeln sah Siegfried darauf nieder. „Ich war beim Vergessene, tief innen in seiner Felsenwohnung, da zeigte er mir seine Schätze und schenkte mir so viel davon, als ich in diesem alten Reisesacke forbringen konnte.“

Yella machte ein ungläubiges Gesicht.

„Sie sind ungläubig,“ Baronesse,“ fuhr Siegfried fort, „und doch ist das, was ich Ihnen eben erzählte, nicht vollständig Märchen. In einigen Tagen werde ich mir erlauben, Ihre Frage nach dieser alten Reisetasche da so erschöpfend zu beantworten, als es mir möglich ist.“

„Ich bin nicht neugierig,“ sagte Yella wieder hochmüthig und schaute angelegentlich in das Waldesdickicht hinein, um im nächsten Moment mit einem entsetzten Aufschrei Siegfrieds Arm zu umklammern. „Dort — dort, das Gesicht!“ — rief sie angstvoll und deutete nach der Richtung, wo sie eine Sekunde lang ein blaßes, verzerrtes Antlitz gesehen hatte, dessen glühende Augen auf sie gerichtet waren.

„Welches Gesicht, Baronesse?“ fragte Siegfried besorgt und legte den Arm um die vor Aufregung bebende Gestalt. In halber Ohnmacht schlossen sich die wundervollen Augen, der schöne Mädchenkopf sank an Siegfrieds Brust, und kaum hörbar stieß Yella die Worte hervor: „Es war Salberg!“ Einige Sekunden hielt Siegfried schweigend und regungslos die Baronesse umfaßt, bis sich langsam wieder die langen Wimpern hoben.

„Ist er fort?“ fragte sie angstvoll aufblickend.

„Sie müssen sich getäuscht haben, Baronesse,“ beruhigte Siegfried, „ich habe niemanden gesehen.“

„Ich habe mich gewiß nicht getäuscht,“ behauptete Yella mit festerer Stimme; „ich sah — den Baron — von Salberg —“, es klang, als kostete es der Baronesse Ueberwindung, diesen Namen auszusprechen. „So deutlich, wie ich diese Fichte hier vor uns sehe, sah ich ihn. Ich erschraf über den ganz unerwarteten Anblick — Ich habe doch sonst gar nicht so schwache Nerven. Entschuldigen Sie mich.“

Rolf Siegfried lächelte über das Bemühen der Baronesse, mit tüppler Selbstkritik ihr momentanes Erschrecken entschuldigen zu wollen.

Doch da traten sie eben in den Park und Yella blieb stehen. „Ich bitte Sie, Herr Direktor, einen Augenblick zu warten,“ sagte die junge Dame, während sie vermindert, den Direktor anzusehen, „ich kann nicht zugeben, daß Ihnen meine arme Willis dadurch noch weiter Mühe macht, daß sie dieselbe führen. Ich werde Sie ersuchen müssen, mir Ihren Arm zu geben — ich fühle mich sehr müde.“

Ohne die Antwort Siegfrieds abzuwarten, preßte Yella wieder ihr silbernes Pfeifchen an die Lippen, und der gelende Ton schien im Schlosse sehr bald gehört und verstanden worden zu sein, denn in kürzester Zeit erschien ein Reitknecht, athemlos vor Eile, und nahm dem Direktor das hinkende Pferd ab.

„Peter mag vielleicht auch Ihren Reisefack mitnehmen,“ sagte Yella mit einem fragenden Blick zu dem Direktor, welcher ihr eben den Arm bot.

„O nein, die Tasche muß ich selbst tragen,“ entgegnete Rolf Siegfried lächelnd. „Sie wissen doch, Baronesse, daß man die Geschenke von Berggeistern nicht aus den Händen geben darf.“

Jetzt lächelte auch Yella. Es war als säße ein Sonnenstrolch über das schöne Gesicht und überhauchte die sonst stolzen, abweisenden Züge mit herzegewinnender Lieblichkeit.

Wieder schwiegen beide. In tiefen Gedanken schritt das schöne Paar nunmehr durch den Park und dann durch den Schloßhof und ahnte nicht, daß dieselben Augen, die im Walde die Baronesse so sehr erschreckt hatten, nun in wilder Leidenschaft, ja in tödtlichem Hass auf Yella und auf dem Direktor weilten.

Baron Salberg stand in seinem Zimmer in dem Schlosse Rotheim — er hatte das Schloß früher als Yella und Siegfried erreicht. Yella hatte sich in der That nicht getäuscht, als sie ihn zu sehen vermeinte. Jetzt klammerte sich Salbergs Hand fest an den Vorhängen, die ihn halb verbargen; seine Zähne knirschten in ohnmächtiger Wuth. Dort ging Yella — vor kurzem noch seine Braut — am Arme des Mannes, den Salberg haßte wie nichts auf der ganzen Welt. Die stolze Aristokratin, dort ging sie einher am Arme eines Dürgerlichen, eines Plebejers, und sie lächelte und war so schön — so schön!

Fünf Minuten später stand Louis im Zimmer des Barons Salberg und servirte ein kleines Frühstück als Erquickung nach der anstrengenden Reise, welche der Baron eben zurückgelegt

hatte. Aber Salberg that der ausgezeichneten Küche des Schloßes Rotheim wenig Ehre an. Er hatte nur hastig nach einander ein paar Gläser schweren Weines hinuntergeschürzt und saß nun in der Ecke des Sopha's, in düsterem Hindrüten vor sich hinstarrend.

Louis betrachtete seinen Herrn einige Augenblicke mit mitleidiger Verachtung. „Sagen Sie mir nur, Salberg, was fiel Ihnen ein, jetzt zurückzukommen?“ fragte der Diener endlich in einem Tone, wie man zu einem unmündigen Jungen spricht. „Es ist wahrhaftig der ungünstigste Moment, den Sie wählen konnten, und mir — mir verderben Sie wahrscheinlich einen ganz netten Spaß, eine Weihnachtsüberraschung für unseren gemeinschaftlichen Freund, Seine direktorliche Hoheit den Waldfürsten von und zu Habenichts!“

„Was meinst du, Louis?“ fragte Salberg dumpf.

„Na mein Plan ist noch nicht reif genug für Ihr Gemüth,“ entgegnete Louis spöttisch. „Beantworten Sie mir zuerst die Frage, warum Sie gegen meine ausdrückliche Weisung zurückgekommen sind?“

Der Baron schaute mit einem ungewissen Blicke auf. „Ich wollte sie sehen,“ sagte er halbblau.

„Na, da hätten Sie sich auch lieber das Reisegeld ersparen können — ich stehe Ihnen gut dafür, daß Sie diese Eisprinzessin nicht zu sehen bekommen, so lange der Direktor noch da ist,“ sagte Louis. „Ich habe es Ihnen doch geschrieben. So kühl abweisend sich das hochgeborene Schloßfräulein auch dem bürgerlichen Direktor gegenüber verhält, so ist er mit seiner impertinenten Manier, die moralische Kommandosprache zu reden und sich einen Heiligenschein um den Kopf zu binden, doch auf dem besten Wege, auch sie — d. h. Yella — seinem Einflusse zu unterwerfen.“

Salberg lachte wild auf. „Nur auf dem besten Wege!? — Ich habe sie an seiner Brust gesehen — vor kaum einer Stunde, dort im Walde. — Ich sah sie an seinem Arme durch den Schloßhof schreiten, so stolz und sicher und lächeln wie am Arme eines — eines —“

„Eines Gemahls?“ ergänzte Louis satirisch. „Das kann sein, aber nicht wie an dem Arme eines Geliebten! Und das ist ein großer Unterschied. Verlassen Sie sich auf mich. Ich habe gute, von keiner Leidenschaft geblendete Augen. — Wozu Sie in Ober-Rotheim abgestiegen sind und durch den Wald eine romantische Promenade hierher ins Schloß gemacht haben, das möchte ich übrigens auch wissen. Erfahren werden es die Schloßbewohner auf jeden Fall, daß Sie da sind, da blieb sich's wahrhaftig gleich, ob Sie vier-spännig dahergebraust kamen, oder per pedes apostolorum hereinschlichen. — Peter erzählte mir, die Willis sei im Walde gestürzt, wahrscheinlich erschraf die Baronesse darüber, und der Herr Direktor, der, wie Sie wissen, das Glück hat, stets im rechten Augenblicke zu kommen, wird die schöne Ohnmächtige in seinen Armen aufgefangen haben, ein Ritterdienst, den jeder Mann jeder Dame gern erweist. — So erklärt sich Ihre Vision. Vorläufig wird der Herr Direktor von dem schönen Schloßfräulein noch gründlich und ehrlich gekaßt, — freilich, ich sage nur vorläufig! Sie haben doch ausgebreitete Kenntnisse über die Veränderlichkeit des schönen Geschlechts und wissen besser als ich, daß „Mädchenhaß und Märzenschnee thut keinem Ding auf Erden weh!“

„Du bist ein Teufel, Louis,“ fuhr Salberg wild auf und stellte sich drohend vor den Diener hin.

„Sie beurtheilen mich sehr gütig,“ entgegnete dieser ironisch, „aber setzen Sie sich lieber wieder, Sie werden noch müde sein.“ Ein fester Blick aus den kalten, grauen Augen traf Salbergs erregtes Gesicht wie ein zwingender Befehl, und mit einem halb unterdrückten Ausruf sank der schöne, elegante Cavalier wieder ins Sopha zurück — ein Nichts, ein Spielzeug in der Hand seines Dieners, welcher ihn lenkte wie eine Marionette!

„Seien Sie doch vernünftig, Salberg; wir zwei brauchen einander,“ beruhigte Louis spöttisch. „Ich bin zwar nicht so uneigennützig, lediglich für Ihr Interesse besorgt zu sein, aber wir sind mit „unauflösblichen Banden verknüpft“, wie ich einmal in einem Roman gelesen habe. Wir fallen oder wir stehen beide, und ich ziehe es vor, zu stehen — fest zu stehen als treuer Kammerdiener und Faktotum an der Seite des Herrn Barons von Salberg und Schwiegerjohnes des Herrn von Rotheim und Fernow. Sie sehen, ich bin für meine Person nicht ehrgeizig.“ (Fortf. folgt.)

Patent Nr. 6169.

Erinnerung von E. Hoff.

„Begraben ist in ewige Nacht der Name großer Erfinder oft“, singt der Dichter des Messias. — Und mit Recht — wer kennt heute noch den Erfinder eines Artikels, von dem allein in der guten Stadt Birmingham, der Statistik nach wöchentlich drei- und zwanzig Millionen Stück angefertigt werden — ein Artikel, den das letzte Dorfkind sowohl wie der höchstgestellte Minister, ja Könige und Kaiser gebrauchen, ohne den vielleicht unsere Volksbildung nicht so weit geblieben, unsere belletristische Literatur nicht so ausgeartet wäre! — Diesen kleinen, weißen, roten, gelben Plonier der Wissenschaft, dem selbst Silber und Gold zum Material dienen muß, dem die Neuzeit auch neue Formen zu neuen Schriften schuf — mit einem Worte, den Erfinder der Stahlfeder?

Und doch ist es noch gar nicht so lange her — noch nicht ein dreiviertel Jahrhundert fauste vorüber, seit in Birmingham der erste schüchterne Versuch gemacht wurde, den schnell beim Gebrauch verderbenden Gänsefedern durch dauerhafteres Material zu ersetzen. Die ersten Febern waren fast ein Kunstwerk der Schmelzarbeit, Handarbeit, und ihr Preis stellte sich auch als solcher auf 15 Schilling englisch, also mehr als 15 M. pro Stück. Die Reparatur einer abgeschriebenen Feder — ein Umstand, der das Leben der Jetztzeit herausfordert — bezahlte man mit 2 bis 3 Schilling — ein Preis, den man heute kaum für 6 Gros bezahlt.

Wer der Erste war, der diese Febern schmiedete, ist freitig, da mehrere noch jetzt berühmte Fabrikanten die Gründung für sich in Anspruch nehmen — aber sicher trat erst im Jahre 1831 mit der Anmeldung eines Patentes, dem die Nummer 6169 zufiel, ein Um- und Aufschwung dieser Fabrikation ein.

Diese Patentnummer hat eine Vorgeschichte — nicht seltsam in den Annalen der Industrien, aber doch nicht gewöhnlich. — Ausgang der zwanziger Jahre lag in Digbethstreeet zu Birmingham ein kleines Gasthaus — unten im Parterre war ein großes Speisezimmer, welches an den Wänden entlang eine lebergepolsterte Bank für die Gäste enthielt. Hier trat eines Tages ein bleicher, von langem Wandern ermatteter junger Mann ein, und ließ sich erschöpft auf dem ledernen Sitz nieder. Seine Hand, die einen Schilling umschloß, zitterte vor Schwäche, als er sich Getränk und Essen bestellte — es war sein letztes Geld, denn der arme Wursche war von Speisefeld gekommen, in der Hoffnung, für sein Meier als Mechaniker eine bessere Chance in der großen Fabrikstadt zu finden. — Als er seinen Appetit gestillt, fragte er die Wirthin, eine joviale Frau, die ihn mittheilig angesehen, ob vielleicht in der Nähe eine Werkstatte sei, wo er um Arbeit anfragen könne.

Zwei junge Wursche in blauen Blousen, die soeben ein Glas Bier zum Frühstück genommen, hörten diese Frage — sie nahmen theil am „wer“ und „wohin“ und begrüßten in ihm den Berufs-genossen. — Eine Stunde später lag er neben ihnen am Schraubstock und aus der Genossenschaft wurde Freundschaft — aus der Freundschaft Waderliebe, denn John und William Mitchell hatten eine hübsche Schwester, die dem Speisefeld ausnehmend gefiel, und da er Gegenliebe fand, verlobte sich Gillo mit der blonden Mary Mitchell — eine Verlobung, so aussichtslos auf eine Ehe, wie welland Jakob's Verlobung.

Die Stahlfeder, wie gesagt, war schon erfunden, doch war ihr Besitz nur für die Auserwählten, denen der Preis nicht zu hoch wurde. — Die Liebe wirkte auch hier ein Wunder, eines Tages, und kaum zwei Jahre nach seinem traurigen Einzug in Birmingham, sagte Gillo zu seiner Mary: „Bereite alles zu unserer Verbindung vor — ich habe Vrot für uns.“

Es war ihm gelungen, eine kleine Handmaschine herzustellen, welche die Notharbeit an der Stahlfeder fertigte — in kaum einer Woche schuf er ein ganzes Duzend, welches er mit sieben Schilling pro Stück verkaufte, und damit die Kosten der Hochzeit deckte.

Bunte Zeitung.

H. Noch einmal *sic volo, sic iubeo*. Da noch immer nicht genügend aufgeklärt ist, aus welcher Quelle der Kaiser diesen Spruch des römischen Satirikers Juvenal geschöpft hat, und sogar ein Jurist sich zu der abenteuerlichen Behauptung verließ, es sei gar nicht die Juvenalstelle, sondern eine Testationsformel, so mögen folgende Andeutungen auf den richtigen Weg führen. Allerdings hat der Kaiser den Juvenal selbst nicht gelesen, zumal dieser sogar den modernen Philologen unbekannt zu bleiben pflegt, am allerwenigsten aber die berühmteste Satire, welche Vers 223 jenen Spruch enthält. Denn in unseren Ausgaben findet sich nur die Lesart *hoc volo, sic iubeo*, während die citirte weniger gut beglaubigte *sic volo, sic iubeo* nur durch jüngere und schlechte Handschriften überliefert ist. Auch daß etwa schon in klassischer Bekanntheit mit dem, übrigens unausbleiblichen, Dichter angeknüpft sei, ist äußerst unwahrscheinlich; das hätte Hinzupeter nicht geduldet. Insofern hat also jener Zweifel, der zur Annahme einer anderen Quelle führte,

Aber dieser kleine Fortschritt genügte Gillo's erfinderischem Geist nicht. — Noch in demselben Jahre meldete er ein Patent an für eine Maschine, welche die Stahlfedern so komplet anfertigte, daß kaum eine letzte Hand anzulegen blieb. Jetzt laut der Preis des ganzen Duzends auf sieben Schilling, Patent Nr. 6169 wurde das Patent zu einer Million — schon im Jahre 1836 verkaufte Gillo das ganze Gros zu dem einstigen Duzendpreis — von da an stieg die Fabrikation ins Unendliche und die Preise sanken — Gillo aber, seine Erben vielmehr, sieben heute noch unter den ersten Industriellen Birmingham's.

Dies ist die Vorgeschichte des Patentes 6169 — es hat auch eine kleine Nachgeschichte — das Jdyl einer liebenden Frau. Als der hübschen Mary Gatte schon Millionär war — Millionär in schweren Pfunden, die zwanzigfach zählen, kam das kleine Gasthaus in Digbethstreeet zum Verkauf-Angebot in die Zeitung. Mary Gillo las es und erinnerte sich, daß dies der erste Platz war, wo ihr müder Gatte geruht, wo ihre Brüder ihn getroffen, ihre guten Brüder, jetzt längst Compagnons des Schwagers. — Sie kaufte das Haus und das Inventar — und eines anderen Tages stand anstelle des Comptoirs ein reichgeschmückter Eichenstuhl vor Gillo's Pult, der mit Blumen bekränzt, einen merkwürdigen Kontrast mit dem schon abgelesenen Leder bildete. Das ganze Fabrikpersonal bildete Spalier bis zu diesem Sessel und brach in die üblichen drei Hurrahs aus, als der Chef erschien und ganz erstaunt diesen Festakt wahrnahm, dessen Bedeutung ihm unerklärlich schien.

Doch da trat seine Gattin vor — in den Händen ein kunstvoll gesticktes Kissen, welches sich der Form des Sessels anschloß, und der kleine Speech, den sie hielt, erklärte ihm endlich die Ursache und das Hartgefühl eines dankbaren Frauenherzens.

„Mein theurer Herr und Gatte,“ begann sie ihre Rede, „als du vor Jahren nach Birmingham kamst, wandte sich dein wandernder Fuß einem kleinen Gasthause in Digbethstreeet zu, — ein einziger Schilling war dein Vermögen, den opferst du für Speise und Trank, und eine Bank gab den brechen den Anten Haß und Ruhe.“

Heute, wo Gott dein Werk mit großem Reichthum segnet, wo fast unzähliges Geld dein ist und Tausende von Arbeitern durch dich Arbeit gefunden, bringe ich dir zur Erinnerung an jenen ersten Sitz diesen Sessel dar — er ist aus dem Leder jener Bank gemacht, die dir im Gasthaus zu Digbethstreeet Raft bot — er soll als Familien-Erbstück in deinem Bureau bleiben, und die Frauen unserer Söhne, dermaleinst unserer Enkel, werden stets ihre ganze Kunstfertigkeit daran wenden, diesem Ehrensessel das vollendetste Kissen zu arbeiten — es lebe Gillo und seine Nachkommen!“

Gillo, Thränen im Auge, deren er sich nicht schämte, umarmte seine treue Gattin, und nach einigen kurzen Hin- und Herfragen, die durch das erneute Hurrah der Arbeiter überhört wurden, begann nun er seinerseits eine Rede.

„Ich danke euch für euer Begehren, meine guten Leute, nicht nur mit Worten, nein, auch mit einer That. Jenes Gasthaus ist verschlungen, Altersschwäche gebot es niederzureißen — aber ein neues Gebäude wird bald dort entstehen, ein Haus für die Mädchen und Beladenen — eine Versorgungsanstalt für die alten und kranken Arbeiter des „Federkönigs“ Gillo. Wer treu mit dient, sei treu belohnt — euer Vater Gillo's erste Anstalt sei fortan meiner braven Arbeiter Asyl!“

Das ist die vollständige Geschichte sammt Vor- und Nachspiel des Patentes Nr. 6169 — zur Zeit liegt ein himmelblaues, mit goldenen Rissen gesticktes Kissen auf dem Erbsessel — und in Digbethstreeet ruhen mehr als dreißig alte und kranke Arbeiter in milder bedeutungsvollen aber doch auch bequemen Sesseln. —

Immerhin einen Schimmer von Berechtigung. Dazu kommt, daß das Citat verhältnismäßig wenig gebraucht wird. Die Sache liegt aber ungeheuer einfach. Der Kaiser hat allem Anschein nach der Spruch da kennen gelernt, wo ihn auch Schreiber dieser Zeilen als Gymnasial-Sekundaner, bevor er sich überhaupt mit Juvenal näher befaßte, zum erstenmale gefunden hatte. In einem auch heute noch vielgelesenen und weitverbreiteten Buche, Weber's Demokritos, in dem Abschnitt über den subjektiven Unterschied des Lächerlichen in Ansehung der Temperamente (am bequemsten zugänglich in Henkel's Bibliothek der Gesammliteratur Nr. 315 — 16, Demokritos Bd. XI. S. 108) wir der Spruch in der weniger korrekten Fassung *sic volo, sic iubeo* unter einer Unmasse von anderen angeführt. Und diese Reminiscenz aus dem Weber'schen Demokritos ist es, welcher die kaiserliche Unterschrift zu dem dem Kultusminister v. Gopler verlehrenen Bildnisse ihres Entstehens verdankt.

* Eine hundert Jahre alte pariser Speisekarte, im Besitze des berliner Kunst-Antiquarats von Mai zeigt uns, wie üppig man 1791 in den pariser Speisehäusern trotz aller Noth

lutionsstürme ab. Einem deutschen Diplomaten gefiel damals die Reichhaltigkeit dieser Speisefarte derart, daß er sie zum Anbenken mit in die Heimat nahm und unter Glas und Rahmen lassen ließ. Dieselbe enthält mehrere hundert Nummern. Das Gasthaus nannte sich zeitgemäß Grande Taberne de la République, Palais Egalité, Rue de la Loi. Die Karte beginnt gleich mit der stattlichen Zahl von vierzehn Suppen, darunter eine Gesundheits-suppe, es fehlt aber auch nicht die unsterbliche Zusieme, ja selbst nicht Brot-, Kohl- und Kartoffelsuppe. Auch der Saurekohl (garant) hat seinen Platz. Daneben aber fehlt auch nicht das Feinste, wie Trüffel in Champagner. Der berühmte Küchenmeister aus der Zeit Ludwigs XIV., Bechamel, dessen Kartoffelzubereitung noch heute allgemein beliebt ist, prunkt auf der Karte mehrfach mit Gerichten, z. B. mit Pasteten nach Art von Bechamel. Fremd sind uns die damaligen Käsenamen, mit Ausnahme des Roquefort. Unter den Liqueuren wußte man schon 1791 das Danziger Goldwasser in Paris zu schätzen. Ungenehm bescheiden waren damals die Weinpreise. Chablis z. B. ist mit 2 Frs. ausgezeichnet.

* **Die Wirthin in Quesitz.** Im Jahre 1690 lebte im Dorfe Quesitz zwischen Markranstädt und Lüben bei Leipzig die verw. Barbara Käsmodel als Gastwirthin. Die Ortsbewohner von Quesitz, ja selbst die Markranstädter hatten vor dieser Frau einen heillosen Respekt. Das mußte ihr aber selbst der Meid zugehen: Frau Käsmodel war eine tüchtige, aufmerksame Wirthin, bei der man gar köstlich aß und trank und freundlich bedient wurde, aber sie litt keinen derben, ungehörigen Witz oder sonstige Ungezogenheit, deren eine Dorfwirthin heute noch, namentlich aber in jener rauhen Zeit nur gar zu oft ausgeübt war. Sie galt allgemein als eine propre, solide Frau bei allen anständigen Leuten. Jeder, der Frau Käsmodel, die Wirthin in Quesitz kannte, nahm sich daher auch in betterer Laune in Acht, ihr etwas Ungebührliches anzubringen, denn sie konnte, wenn sie gereizt wurde, grimmig wie eine Löwin werden und dabei hatte sie eine Körperkraft, um die sie viele Männer beneideten. Noch lange nach der Begebenheit, die hier kurz erzählt ist, kirkte in Markranstädt nebst weiter Umgebung die Redensart: „Er wird gebühlich wie Viehich am Hafteraffen!“ Mit dieser Redensart hat es folgende Bewandnis: In dem eingangs erwähnten Jahre kam der Herzog von Sachsen-Weissenfels, der auf einer Reise nach Dresden begriffen war, mit seinem Gefolge durch Quesitz, wo Quartier genommen werden mußte, weil der herzogliche Wagen an einer seiner Achsen Schiffbruch erlitten hatte. Unter den Reitknechten des Gefolges befand sich auch ein gewisser Stephan Viehich, dem es bei der guten und freundlichen Verpflegung im Gasthose der Wittve Käsmodel so wohl wurde, daß er sich einige unpassende Späße mit ihr erlaubte. Dergleichen aber waren nie nach ihrem Geschmack. Darum rüthete sich auch bei den Wtzen ihr Gesicht und ihr Stirne zeigte Bornesalten. Das drohende Gewitter ging jedoch diesmal noch glücklich an dem fedten Reitersmann vorüber. Als er aber kurz darauf beim Hafteraffen sich obermalst einen seiner derben Späße mit der Wirthin erlaubte, gab ihm diese ein paar Backpfaffen aus dem Ofen, daß er der Länge nach auf den Boden fiel. Während sprang Viehich wieder auf, um der läubnen Frau zuleibe zu gehen, da kam er aber an die Unrechte, denn diese verkehrte ihm einen so fetten Fußtritt, daß er sich wiederholt überkollerte. Infolge des Lärmens und Geschreies ellten noch einige Reitknechte herbei, die bei Frau Käsmodel einquartiert waren, um ihrem Kameraden beizuhelfen. Die Wirthin zeigte jedoch keine Furcht. Entschlossen nahm sie eine bei dem Hafteraffen stehende Dünnergabel auf und socht damit so gewandt und tapfer, daß die Reitersleute, zum Theil stark verwundet, entsezt das Hafteraffen ergriffen. Nun aber hatte der Spektakel das ganze Dorf in Auf-ruhr gebracht. Die Dorfbewohner nahmen Partei für ihre brave Wirthin, während der Troß des Herzogs die Gegenpartei bildete. Der Kampf wurde bald so ernstlich, daß man Sturm läutete und der auf dem Rittergute des Herrn v. Dieskau einquartierte Herzog selbst auf dem Kampffplatz erschien, wo er der, wie eine Löwin kämpfenden Käsmodel befaß, die Dünnergabel wegzulegen. Damit kam der Herzog aber schon an! Eine sofortige Attade auf seine höchsten Person war die resolute Antwort der Heldin. Unter-dessen hatte der Dorfschullehrer, welcher einen alten Groll gegen die energische Frau hegte, einen Kriegsplan entworfen, den er wohl von den Türken gelernt haben mochte, gegen die er einst im Felde gestanden. Er rieth nämlich einigen Reitersleuten, sie sollten die Frau von vorn zugleich angreifen und während diese mit ihnen vollauf beschäftigt sei, wolle er die Wtzenbe im Rücken fassen. Der meuchlerische Plan gelang auch. Er warf der tapferen Frau hinterlistig eine Schlinge um den Hals; hatte aber die Rechnung ohne die Wirthin gemacht, denn die gereizte Frau stürzte sich wie eine Furie auf ihren heimtückischen Feind, den Schullehrer, und biß ihm ein Ohr ab, wodurch er sein Leben lang gelähmet blieb. Von den Begleitern des Herzogs wurde sie jedoch schließlich überwältigt und in einen Stall gesperrt, wo sie noch lange tobte, bis völlige Erschöpfung ihr endlich Ruhe gedot. Gegen dreißig Menschen waren bei dem Kampfe ver-

wundet worden, wovon zwei sogar ihren Verletzungen erlagen. Viehich mußte seine Schuld nach der Heilung seiner Wunden mit acht Tagen Arrest bei Wasser und Brot büßen. Die tapfere Wirthin hingegen ging völlig straffrei dabet aus. Ihr Muth und ihre Tapferkeit hatten dem Herzog so imponirt, daß er beim Oberamtmanne vom Dorfe, beim Rittergutsbesitzer Hansen v. Dieskau selbst ein gutes Wort für sie eingelegt hatte.

* **Des Buches Schicksal.** In der Zeitzeiung, welche auf dem jüngsten Balle der Berliner Presse zur Vertheilung gelangte, schildert Heinrich Seidel des Buches Entstehen und Vergehen in folgenden treffenden Zeilen:

Der Erste schreibt es,
Der Zweite vertreibt es,
Der Dritte ersezt es,
Der Vierte verlammt es,
Der Fünfte entflammt es,
Der Sechste verdammt es,
Der Siebente schätzt es,
Der Achte versezt es,
Der Neunte verpumpt es,
Der Zehnte zerlumpt es,
Der Elfte vergräbt es,
Der Zwölfte verklebt es,
In Dütten dann im Krämerladen,
Da kommen sie schließlich alle zu Schaden.

* **Ein Gespenst in Lebensgefahr.** Die Strafkammer des Landgerichts hatte sich in Waffau dieser Tage mit der seltenen Frage zu beschäftigen, ob die Wtzhandlung eines vermeintlichen „Gespenstes“ strafbar sei. Der 19 Jahre alte Zimmermann Jakob Zwickbauer von Reising hat nämlich eine solche Körperverletzung mittels Messers verübt. Als derselbe am 16. Sept. 1890 im Morgengrauen zur Arbeit ging und in Gedanken oder Gedankenlosigkeit verunken über die düstere Heide dahin-schlenderte, sah er im Aufblitzen plötzlich ein sonderbares Wesen ohne Kopf und Arme unter unartikulirten Lauten auf sich zukommen. Mit einem Schreckensrufe prallte Zwickbauer zurück, zog aber dann sofort vom Leder und drang mit dem Messer — vor welchem in Niederbahren auch Geister nicht sicher zu sein schienen — auf das übernatürliche Wesen — denn für ein solches hielt er es — ein. Das Gespenst hielt aber nicht nur Stuch, sondern zersörte auch gleich durch den prosaischen Ruf: „Ja, was fällt denn dir ein, biß dennet net a'scheidt!“ die ganze Illusion des tapferen, aber an allen Gliedern zitternden Jünglings. Der vermeintliche Geist entpuppte sich als die dem Zwickbauer wohl-bekanntes Nachbarstochter Anna Wimmer von Reising, welche, in Harthörigen bebenstet, wegen Kopfschmerz in ihrer Heimat Hilfe suchen wollte und zum Schutze gegen die regnerische Morgenluft den Kopf über ihren Kopf hinaufgeschlagen hatte, so daß nur mehr die Nasenspitze sichtbar war, überdies gerade vor Schmerz gewimmert haben mochte. Nun fiel Zwickbauer von einem Schreden in den anderen und schrie: „Aus ist's, was hab ich than!“ Das Unglück war leider geschehen — die Wimmer hatte einen Stuch in den Arm erhalten. Die Verhandlung ergab, daß ein anderes Motiv für die That als länderlicher Spiritismus ausgeschlossen war. Der Staatsanwalt schien sich freilich nicht zum Glauben an diese auffallende Gespenstergeschichte entschließen zu können und beantragte Verurtheilung zu sechs Monaten Gefängnis, indem er hervorhob, daß eine Freisprechung die Wiederkehr solcher Visionen nach sich ziehen werde. Die Vertheiligung machte aber geltend, daß offenbar Zwickbauer im Schreden über das vermeintliche Gespenst seiner Sinne nicht mehr mächtig gewesen sei und keinen Menschen habe verlesen wollen. Das Gericht schloß sich nach kurzer Debatte dieser Ansicht an und sprach den Zwickbauer von der erhobenen An-schuldigung vorläufiger Körperverletzung frei.

* **Der irische Statthalterposten** ist zuwellen ein sehr ver-antwortlicher und bornenvoller; es sind indeß damit einige nicht unangenehme Privilegien verknüpft. So ist der Vicekönig von Irland bei Damenempfangen in der Dubliner Burg befugt, alle die hoffähigen jungen Damen, die ihm zum ersten male vorgestellt werden, die sogenannten „Debutantinnen“, zu küssen, allerdings nur auf die Wange.



Wissenschaft. Kunst. Literatur.

* **Kleine Theaternachrichten.** „Fidelio“ wird bereits Ende dieses Monats in der Großen Pariser Oper zum ersten male aufgeführt werden. Der Dialog wird vollständig wegfassen und durch die von Gaubert komponirten und im brüßler Théâtre de la monnaie üblichen Recitatifs ersetzt werden. — Johann Strauß hat seine Oper „Ritter Bas-mann“ bereits vollendet und der wiener Generalintendant über-reicht. Das Textbuch ist von Doczi bearbeitet, und zwar aller-dings sehr frei nach seinem eigenen Lustspiel „Der Fuß“.

